

Tier- und Jagdgeschichten

von

A. W. Grube.

Mit farbigen Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen

von

C. Fraebel.

Umschlag- und Einbandzeichnung von **Nicht Fingesten.**



Berlin SW.

Verlag von Johannes Knoblauch.



Vom Nashorn.

Dem großmächtigen Elefanten steht das gewaltige Nashorn in massenhafter Leibesfülle am nächsten. In der Höhe überragt es der Elefant freilich bedeutend, um 2 bis 3 Fuß, denn sie beträgt 9 bis 10, mitunter sogar 12 Fuß, also 3 bis fast 4 Meter, während das Nashorn nur 6 bis 7 Fuß, also im Durchschnitt nur 2 Meter hoch wird. Die Länge ist aber nicht so sehr verschieden, denn das Nashorn wird 12 Fuß lang, und die Leibeslänge des Elefanten schwankt zwischen 10 und 15 Fuß, ohne den Rüssel. So erscheint der Elefant, wenn er neben das Nashorn gestellt wird, gewissermaßen schlank, hoch aufgeschossen, während letzteres, gerade weil wir es besser übersehen können, auf seinen kurzen Beinen die Riesenwalze des dicken Leibes tragend, nur den Eindruck schwerfälliger Massenhaftigkeit macht. Der stärkste Dachs, neben das Nashorn gestellt, erscheint uns plötzlich klein und zierlich gegenüber diesem plumpen Dickhäuter, dessen Fleischmasse die Jäger auf das Dreifache derjenigen eines gewöhnlichen Dachsen schätzen.

Sieh dir, lieber Leser, das beistehende Bild recht genau an! Es zeigt dir das einhörnige oder indische Nashorn (*Rhinoceros indicus*), das in Vorder- und Hinterindien zu Hause ist, nur ein Horn auf der breiten Oberseite des Schnauzenendes und eine harte, trockene, sehr starke Haut hat, die, durch tiefe Falten unterbrochen, wie ein hornartiger Panzer aussieht, der in kleinere Felder abgeteilt ist. Es unterscheidet sich auffällig genug von dem zweihörnigen Nashorn (*Rhinoceros bicornis*), auch das „afrikanische“ genannt, das im südlichen Afrika haust, von den Kafferländern bis nach Abessinien hin. Auf der Insel Sumatra gibt es übrigens auch zweihörnige Nashörner. Das hintere Horn ist gewöhnlich das kleinere, stumpfere; nur beim südafrikanischen Keitloa (*Rhinoceros keitloa*) hat die in ihren Bildungen unerschöpfliche Natur zwei sehr lange und scharfe Hörner hervorgebracht, von denen das hintere oft noch länger ist als das vordere.

So mancherlei Abweichungen aber auch die einzelnen Arten und Abarten der Rhinocerosse darbieten mögen — grundhäßlich sind sie alle. Sie muten uns eigentümlich an, wie Geschöpfe einer früheren Entwicklungszeit unseres Erdballs, die nicht mehr recht in die gegenwärtige Ordnung der Dinge passen. Es sind Riesentiere, Ungeheuer, die nur noch in den unabsehbaren Einöden der Wälder und Sumpfniederungen des warmen Afrikas und Asiens, wo das Pflanzenleben üppig gedeiht, ihr Leben fristen können.

Den klugen Elefanten hat zwar nicht der rohere Afrikaner, wohl aber der feinere Asiat, zu zähmen verstanden und ein anderes kleineres Tier aus dieser Familie der

Vielhufcr — das Schwein — ist eins unserer nutzbringendsten Haustiere geworden. Das stumpfe, störrige, durch seine riesige Körperkraft sehr gefährliche Nashorn jedoch läßt an eine Zähmung gar nicht denken. Sehr treffend heißt es im Buche Hiob 39, 9 ff.: „Meinst du, das Einhorn werde dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anschnüren, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Gründen? Magst du dich darauf verlassen, daß es so stark ist? Und wirst es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheuern sammle?“

Im hebräischen Text der Bibel heißt das eben so starke als wilde Tier „Reem“, das später von den alexandrinischen Gelehrten „Monokeres“, d. i. Einhorn, übersetzt wurde. Möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß mit dem „Reem“ der Auerochse gemeint war; dieser hat aber bekanntlich, wie der zahme Ochse und Büffel, zwei Hörner, und das Reem wird n e b e n dem „starken Ochsen“ genannt,*)

Betrachtet den langgestreckten Kopf, der an kurzem, dickem, fleischigem Halse sitzt, mit dem großen, breiten Maul, dessen Oberlippe sich in der Mitte zu einem Rüsselansatz verlängert, samt den großen Nasenlöchern, die mit der Mundspalte fast parallel laufen und zwischen und über denen das nahezu zwei Fuß lange Horn sich erhebt, das kegelförmig zugespitzt, etwas nach hinten gekrümmt, nur

*) Auch auf eine Antilopenart will man den Namen „Einhorn“ bezogen wissen und in neuerer Zeit in Tibet eine solche mit einem langen Horn auf der Stirn entdeckt haben. Viel Fabelhaftes hat sich da in die Naturkunde gemischt!

durch die Haut mit der rauhen Knochenunterlage verbunden ist, und hinter diesem das kürzere, stumpfe Horn auf der eingedrückten Stirn, hinter welchem erst die beiden Ohren stehen, die länglich, sehr beweglich, verhältnismäßig klein und schmal, das einzige zierliche Gebilde an diesem bizarren Kopfe sind. Betrachtet man alles dieses und dazu das kleine, längliche Schweinsauge, dessen Blick nach innen gekehrt ist, als wäre dem Tier die Außenwelt gleichgültig — wie verschieden diese Augen von dem großen, klugen, verständnisvollen Elefantenauge! —: so wird man ebenso von der abenteuerlichen und in der That häßlichen Form eines solchen Tierhauptes abgestoßen, wie von der Ahnung der blinden Wut und des unbändigen Zähzorns, in die der Riese gerät, wenn er gereizt wird, in Furcht und Schrecken versetzt.

Wehe Menschen und Tieren, die einem gereizten Nashorn in den Wurf kommen! So langsam und schwerfällig sein Gang ist, wenn es in träger Ruhe seiner Nahrung nachgeht oder an und in das Wasser sich begibt, das ihm ebenso Bedürfnis ist, wie den übrigen Genossen seiner Sippe; so schnell wird sein Lauf, wenn es, vom Geschöß des Jägers getroffen, ohne tödlich getroffen zu sein, in Wut versetzt daherstürmt, um den Angreifer zu zermalmen. Selbst der berittene Jäger hat dann Mühe, mit seinem Roß zu entkommen. Da das in Wut geratene Tier fast in gerader Linie vorwärtsstürmt, weder rechts noch links schaut, so entgeht ihm der unberittene Jäger am besten, wenn er, nachdem das Ungetüm ihm auf etwa 200 Schritte nahe gekommen ist, schnell zur Seite springt. Es rennt an ihm vorüber.

verliert die Bitterung seines Feindes, tritt und stößt nieder, was ihm in den Weg kommt, und läßt seine Wut vielleicht an ganz unschuldigen Tieren oder Menschen aus, auf die es gerade trifft. So geschah es in Südafrika öfter, daß ein aufgebrachtes Nashorn auf die schweren Ochsenwagen einer Karawane losstürzte, die Zugtiere in die Luft schleuderte und dann seinen Bohn an dem Packwagen selber ausließ, diesen noch mehrere Schritte weit fortschiebend.

Löwe und Tiger nehmen sich wohl in acht, mit einem Nashorn in Berührung zu kommen; sie gehen, ihm grimme Seitenblicke zuwerfend, an dem Riesen vorüber, an dessen dicker, elastischer Haut sich ihre scharfen Krallen vergebens abarbeiten würden. Ein Löwe, dessen gewaltiger Prankenschlag einen Ochsen zu fällen vermag, würde sich — falls ihm auch der Sprung auf den Rücken des Tieres gelänge — an den harten, starken Knochen desselben vergeblich abarbeiten, um sie zu erschüttern. Vom Horn des Rhinoceros gefaßt, würde er aber in die Luft geschleudert wie ein Federball.

In Indien zieht man auch wohl mit Elefanten auf die Rhinocerosjagd. In die Enge getrieben und nur leicht verwundet, kehrt sich dann das wütende Tier gegen den Menschentrog, der wie Spreu auseinanderstiebt und stürmt weiter geradezu auf den Elefanten ein, dem es nicht immer gelingt, mit seinem Rüssel den ungestümen, dicken Angreifer zu fassen oder mit seinen Stoßzähnen den Hornstoß zu parieren, so daß es schon vorgekommen ist, daß das gewaltige Rüsseltier den Kürzeren zog und die Flucht ergriff. Oft geschieht es aber auch, daß schon die ersten Schüsse, wenn sie

in das Herz oder in die Lungen bringen, das Tier zum Fall bringen. Die Abessinier schleudern ihre scharfen Wurffspieße auf den Dickhäuter, manchmal fünfzig bis sechzig. Ist der-



selbe vom Blutverlust erschöpft, dann eilen wohl die kühnsten heran, um mit dem scharfen Schwert die Achillessehne des Fußgelenks zu durchhauen und so das verwundete Tier zu lähmen.

Früher fabelte man, die Rhinoceroshaut sei so hart und

fest, daß keine Kugel sie zu durchbohren vermöchte. Das ist keineswegs der Fall. Doch bloße Schwertstiche, auf den Rücken oder die Hinterbeine geführt, hinterlassen nur Striemen, ohne eine Blutung herbeizuführen. Scharfe Speere dringen jedoch tiefer, und mit diesen haben es schon öfter die Eingeborenen erlegt, wenn es ihnen gelungen war, das Tier in tiefen Erdgruben zu fangen, die man — ähnlich wie beim Elefantengang — mit Reisig und Strauchwerk überdeckt hatte.

Welche Fabeln übrigens über das Nashorn und die Rhinocerosjagd von jeher im Schwunge waren, davon lieferte noch in neuerer Zeit eine Schilderung im *Journal of the Indian Archipel* einen Beleg. Da ward von den Bewohnern Sumatras erzählt, daß sie dem Rhinoceros, während es behaglich in den Schlamm sich einwühlt und sich dann dem Schlummer überläßt, langsam in aller Stille auf den Leib rücken, schnell eine Menge Reisig und brennbare Stoffe über das Tier werfen, diese sogleich anzünden und, während das Tier im Rauche erstickt, es auch sogleich braten und zum Verspeisen fertig machen.

Selbst in Andersens Schilderungen, in seinem Reise-*werk Lake Ngami* (vom Ngamisee in Südafrika), die vor einigen Jahrzehnten viel Aufsehen erregten, in unsere besten Zeitschriften, auch in Brehms *Naturgeschichte* übergangen, ist viel „Jägerlatein“, d. h. die erregte Phantasie des Jagdmannes scheint da manches gesehen und erlebt zu haben, was in Wirklichkeit sich wohl nicht ganz so verhält. Ich will nur einiges aus seinen Jagderlebnissen mitteilen.

Von einem Elefanten, den er durch einen Schuß tödlich

verwundet hatte, angegriffen und niedergeworfen — schon Schritt des Elefanten rechter Vorderfuß ihm ganz nahe am Gesicht vorüber —, wird er doch nicht von dem Riesen zermalmt, denn dieser zieht sich, vielleicht durch das Geschrei des in Todesgefahr befindlichen Nimrods eingeschüchtert, zurück. „Raum aber hatte ich mich“ — erzählt Andersen weiter — „einigermaßen vom Schrecken erholt und in meine Gedanken vertieft, so bemerkte ich in geringer Entfernung ein ungeheures, weißes Rhinoceros seinen schweren mißgestalteten Kopf durch die Gebüsch hervor drücken, und gleich darauf näherte es sich auf etwa zwölf Schritte meinem Hinterhalt. Seine Breitseite war meinem Auge vollkommen bloßgestellt, und obgleich ich mich von meinem Zusammenstoß mit dem Elefanten noch ziemlich angegriffen fühlte, feuerte ich doch augenblicklich. Das Tier stürzte zwar nicht sogleich zu Boden, allein gewisse Anzeichen ließen mich darauf schließen, daß es nicht lange mehr zu leben haben werde.

Raum hatte ich mein Gewehr wieder geladen, so stand ein schwarzes Rhinoceros von der Reitloa-Art — es war ein Weibchen — trinkend am Wasser; seine Stellung war aber für den Schuß nicht günstig. Da es mir jedoch sehr nahe stand, so glaubte ich mit ziemlicher Sicherheit ein Bein zu treffen und das Tier dadurch kampfesunfähig zu machen. Es gelang mir. Mein Schuß schien es in Raserei zu versetzen; es stürzte wütend auf drei Beinen fort, worauf ich ihm einen zweiten Schuß nachsandte, der keinen Erfolg zu haben schien. Es tat mir leid, das Tier nicht auf einmal von seinen Leiden befreien zu können; allein da ich die

Sitten und Gewohnheiten der Nashörner nur zu gut kannte, so wagte ich nicht, es unter solchen Umständen zu verfolgen, sondern wollte lieber geduldig den Tagesanbruch erwarten, um ihm dann mit Hilfe meiner Hände den Garaus zu machen.

Es kam jedoch anders. Zunächst ging ich der Spur des weißen Rhinoceros nach und fand auch bald das verendete Tier, dem meine Kugel einen baldigen Tod gebracht hatte.

Zu meinem „Stärm“ (der aus rohen aufeinandergelegten Steinen errichteten Schutzwand) zurückkehrend, stand ich auf einmal vor der schwarzen Rhinoceroskuh. Sie war noch immer auf den Beinen, allein ihre Stellung für mich eine ungünstige. In der Absicht, diese zu ändern, erhob ich einen Stein und schleuderte ihn mit aller Gewalt nach ihr. Entsetzlich schnaubend, den Schwanz in die Höhe richtend, den Kopf dicht am Boden haltend und Staubwolken mit ihren Füßen aufwirbelnd, stürzte sie nun mit furchtbarer Wut auf mich los. Ich hatte kaum noch soviel Zeit, mein Gewehr auf sie anzulegen und abzufeuern, ehe sie mir auf dem Leibe war; im nächsten Augenblick aber, während sie sich instinktmäßig umwandte und den Rückzug antreten wollte, stürzte sie zu Boden. Der Fall war so gewaltig, daß mein Gewehr, mein Pulverhorn und meine Kugeltasche, sowie meine Mütze, in die Luft flogen; ja, mein Gewehr wurde volle zehn Schritte weit fortgeschleudert. —

Als die Bestie auf mich losstürzte, kam mir der Gedanke, wenn sie mich nicht plötzlich mit ihrem Horn durchbohrte, würde ihr UngeStüm doch so groß sein, daß sie über mich hinwegsetzte, und so mir einige Hoffnung zu entrinnen

bleiben werde. So geschah es in der That; denn während sie auf mich losfuhr (wobei ihr Kopf und der Vordertheil ihres Leibes, der gewaltigen Schwere des Tieres wegen, halb im Sande begraben war) und dabei mit großer Hestigkeit auf mich trat, ging ihr Vorderkörper über mich hinweg. Für mein Leben kämpfend, erfaßte ich den Augenblick und schlüpfte, als sie zur Erneuerung des Angriffs sich anschickte, zwischen ihren Hinterbeinen hervor. Allein das wütende Tier war mit mir noch nicht fertig. Kaum hatte ich mich aufgerichtet, als es mich zum zweitenmal niederschlug und mit seinem Horn meinen rechten Schenkel (obgleich nicht sehr tief) vom Knie bis an die Hüfte aufriß; überdies versetzte es mir mit seinen Vorderfüßen einen schrecklichen Schlag an die Schulter nahe dem Hinterhals. Meine Rippen krachten unter dem ungeheuren Gewicht und Druck, und ich hatte, glaube ich, einen Augenblick das Bewußtsein verloren, wenigstens habe ich nur unbestimmte Begriffe von dem, was sich später zutrug. Ich erinnere mich bloß noch, daß, als ich meinen Kopf erhob, ich ein wütendes Schnauben und Fallen in den benachbarten Büschen vernahm. Jetzt erhob ich mich, obgleich mit großer Mühe, und schlug den Weg nach einem mächtigen Baume ein, um hinter dem Stamm desselben Schutz zu finden. Allein diese Vorsicht war unnötig; das Tier zeigte, für jetzt wenigstens, keine Neigung mehr, mich zu belästigen. Entweder hatte es mich während des Kampfes oder in Folge der Schmerzen, welche ihm seine Wunden verursachten, aus dem Gesicht verloren, oder es hatte sein Rachevergnügen an mir befriedigt. Sei dem indes wie ihm wolle — ich kam, obgleich schwer verwundet

und jämmerlich zerquetscht, mit dem Leben davon und hatte in diesem geschwächten Zustande große Mühe, in meinen ‚Stärm‘ zu gelangen.“

Ich überlasse es den lieben Lesern, sich die Sache nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit zurechtzulegen, und will nur bemerken, daß ein Jäger, auf dem ein Rhinoceros mit Hestigkeit herumtritt, ohne ihn zu zermalmen, alle Ursache hat, sich seiner starken, stahlharten und elastischen Knochen zu freuen.

Die weißen Nashörner gelten für gutmütiger als die dunkelgefärbten; doch in die Enge getrieben und wenn sie um ihr eigenes Leben oder das des jungen Kalbes kämpfen müssen, greifen sie ihre Feinde mit ebenso großer Wildheit an, als es die schwarzen tun. Sonst aber sind alle Rhinocerosse sehr harmlose Tiere, die niemand etwas zuleide tun, wofern man sie nur in ihrer Ruhe nicht stört. Ihr Temperament ist ein durchaus phlegmatisches. Wenn sie sich gesättigt haben, dann schlafen sie, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den langen, dicken Kopf auf die Erde gestreckt. Oder sie stehen auch, träge und halb schlafend, unter einem schattigen Laubdach, bis die größte Tageshitze vorüber ist. Erst gegen Abend setzen sie sich in Bewegung, um zu äßen; zuerst aber begeben sie sich an die schlammigen Ufer der Seen und Flüsse, wühlen mit dem Horn eine Vertiefung und wälzen und drehen sich im Schlamm, bis die Haut eine Kruste hat, die sie einigermaßen vor den Angriffen der Mücken, Bremsen und Stechfliegen schützt. Sehr zustatten kommt ihnen dabei, daß sie den afrikanischen Madenhacker (*Buphaga africana*) zum

Freunde haben, welcher Vogel auch den Gazellen und dem Rindvieh die Bremsenlarven aus der Haut pickt und, da er auf den riesigen Leibern der Nashörner reiche Nahrung findet, stets in der Nähe oder auf Hals und Rücken des Tieres zu sehen ist. Naht sich dem schlafenden Rhinoceros ein Feind, so macht er Lärm und sucht es aus seinem Schlaf zu erwecken.

Die Rhinoceroskuh wirft nur ein Junges. Sie hat eine rührende Liebe zu ihrem Kinde, haust mit demselben in den dichtesten, unzulänglichsten Schlupfwinkeln des Waldes, verteidigt es sehr tapfer gegen Feinde und ist stets auf der Hut, wenn sich etwas Verdächtiges naht. Sie sucht es, falls das täppische Kalb nicht von der Stelle will, auch wohl fortzutreiben, schiebt und stößt es mit der Schnauze vorwärts, um es in Sicherheit zu bringen. Erfolgt kein Angriff eines Feindes, dann schaut sie mit ihrem Jungen verwundert drein. Auf seinem Zuge im Flußgebiet des Zambesi traf Dr. Livingstone ganz unerwartet mit einem Nashorn zusammen. Als er sich bückte, um eine Probe der wilden Frucht *Morula* aufzuheben, stürzte ein großes Nashorn mit zornigem Schnauben auf ihn los. Aber sonderbarerweise blieb es, als es ihn auf wenige Schritte nahegekommen war, wie verduht stehen und ließ ihm Zeit, zu entkommen. Livingstone geriet im Fortspringen an einen Baumast, der ihm die Taschenuhr herausriß. Während er sich umbrehte, um diese zu ergreifen, sah er das alte Nashorn mit seinem Jungen noch an derselben Stelle ganz unbeweglich stehen, als sei es von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten worden. Dann aber, als er nach seinen Gefährten rief,

stürzte es laut schnaubend in einer anderen Richtung fort.

Hat man ein Rhinoceros jung eingefangen, so gewöhnt sich dasselbe bald an die Menschen und zeigt sich durchaus gutmütig. Auf Sumatra hatte man ein junges eingefangen, das auf einem großen Karren fortgeschafft wurde: es ließ sich ruhig fahren. Im Schloßhof von Surakarta ward ihm ein Platz eingeräumt, der durch einen Graben von etwa drei Fuß Breite umgrenzt wurde. Auf diesem engen Gebiete hielt es mehrere Jahre aus, ohne daran zu denken, dasselbe zu überschreiten. Obwohl von der andrängenden Menge oft belästigt und geneckt, geriet es doch nicht in Zorn. Baumzweige, Strauchwerk, Schlingpflanzen der verschiedensten Art wurden ihm vorgeworfen; es wählte nach seinem Geschmack, zog aber allem Eßbaren den Pisang vor, die bekannte Brotfrucht, die auch dem Menschen mundet. Sobald die Besucher das gemerkt, brachten sie diese Lieblingsnahrung in reichlicher Menge herbei. Die Kecksten unter den Beschauern traten näher, betasteten seine Haut, ja, setzten sich auch wohl auf seinen Rücken. Wenn es gesättigt war, wühlte es sich gern in die feuchte Erde ein; Wasser war ihm stets ein Bedürfnis und Balsam. Herangewachsen, fühlte es einen Drang zu weiteren Spaziergängen, überschritt den Graben und machte in den Häusern der Eingeborenen seine Besuche, oft zum großen Schrecken derer, die von dem Riesentiere noch keine Kunde hatten. Geriet es dann auf ein Fruchtfeld, so wurde dieses freilich arg verwüstet, das Ungetüm ließ sich aber auch gefallen, wenn die Beherzteren mit Stockschlägen

es zurücktrieben; dann trollte es wieder seinem Wohnplatz zu.

Auch die nach Europa gekommenen Nashörner, nachdem sie sich an die neue Umgebung gewöhnt hatten, zeigten sich meist gutmütig, wenn sie nicht gereizt oder durch etwas Schreckhaftes aufgeregt wurden. Wegen der Schwierigkeit des Fanges und der Fortschaffung eines so kolossalen Tieres gehört ein Rhinoceros zu den wertvollsten Stücken einer Tierbude oder eines zoologischen Gartens. Es kostet noch einmal soviel als ein Löwe oder Tiger, etwa 20—24 000 Mark. Im Jahre 1868 brachte der Italiener Casanova unter vielen afrikanischen Tieren auch ein junges Nashorn nach Triest, das von dort auf der Eisenbahn nach Hamburg gefahren wurde. Es mußte erst noch mit Milch genährt werden, und 25 bis 30 Ziegen mußten täglich ihren Milchvorrat dem jungen Riesen spenden. Es zeigte sich durchaus gutmütig, spielte gern mit seinem Wärter, der ihm ungestraft den Rachen aufreißen durfte, ließ sich gern streicheln und lieblosen und beantwortete die an dasselbe gerichteten Fragen mit einem eigentümlichen Pfeifen oder auch Grunzen. — Welches Aufsehen würde ein solches Tier in früheren Jahrhunderten gemacht haben! Als der König Emanuel von Portugal im Jahre 1513 ein lebendes Nashorn aus Ostindien erhielt, war das, sozusagen, ein geschichtliches Ereignis, von dem in allen Landen gesprochen und geschrieben wurde. Meister Albrecht Dürer in Nürnberg hatte eine leider sehr ungenaue schlechte Abbildung des seltenen Tieres erhalten und fertigte danach einen Holzschnitt, der reizenden Abgang fand. Die Hautfalten sind aber auf dem Bilde so über-

trieben und verzerrt, daß es aussieht, als ob das Tier mit lauter Schabracken bekleidet sei. Wie an einem Panzer liegen die Schuppen, die bis zu den Füßen hinabgehen. Außer dem Horn auf der Nase trägt das Tier noch eins auf der Schulter! Erst zwei Jahrhunderte später erhielt Europa durch den Franzosen Chardin, der in Ispahan ein Nashorn sah, eine richtige Abbildung.

Den alten Römern, für welche Tierheken und Tierausstellungen den größten Reiz hatten, ward das Rhinoceros verhältnismäßig spät bekannt. Nach dem Bericht des Naturforschers Plinius brachte Pompejus im Jahre 61 v. Chr. das erste Nashorn nach Rom. Es war ein einhörniges. Erst bei den großen Tierheken, die Domitian anderthalb Jahrhunderte später zur Einweihung des Kolosseums veranstaltete, erschien ein doppelhörniges in der Arena, das nach dem Bericht eines Augenzeugen in seinem Phlegma lange unbeweglich blieb, bis es von seinen Wärtern gereizt und zur Wut gebracht auf einen Bären losstürzte und diesen wie einen Federball hoch in die Luft schleuderte, zum großen Ergötzen der Zuschauer. Das Ereignis erschien allen so bedeutend und denkwürdig, daß es von Domitian auf besonderen Münzen verewigt wurde. Von Martial ward es besungen:

„Während bekümmerte Hezer zum Kampf aufreizten das Nashorn
Sammelnd dann mit Müß' den Horn des gewaltigen Tieres,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung.
Über dem Untier lehrt wieder die eigene Wut:
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor.“

In der unserer jetzigen Erdbildung vorausgegangenen Zeit des Diluviums, der älteren Anschwemmungen, wimmelte es im ganzen nördlichen Asien und auch in Europa von Dickhäutern, namentlich von Elefanten und Nashörnern in verschiedenen Arten, die jetzt völlig verschwunden sind. An den Ufern aller nordasiatischen Flüsse, in den Moossteppen des jetzt so unwirtlichen Sibiriens, vom Don bis zur Behringstraße, hat man Elefanten-(Mammuts-) und Nashornknochen gefunden, ja auch, von Eis umstarrt, Gerippe, deren Fleisch sich noch erhalten hatte. „Als ich im März 1772“ — erzählt Pallas — „nach Jakutz kam, zeigte mir der Statthalter des östlichen Sibiriens den Vorder- und Hinterfuß eines Nashorns, welches noch mit Haut überzogen war. Das Tier wurde im sandigen Ufer eines Flusses gefunden. Den Kumpf und die Füße ließ man liegen.“

Im europäischen Rußland, in Polen, Deutschland, Frankreich und England fand man Rhinocerosknochen stellenweis in großer Menge. Im Jahre 1871 wurden bei einem Eisenbahnbau in Böhmen, zwischen Karlsbad und Schlackenwerth Rhinocerosreste gefunden, bei etwa drei Meter Tiefe, in eisenschluffigem Sande. In einzelnen Stücken zeigte der Bau des Skeletts sich etwas verschieden von den jetzt lebenden Arten. So z. B. war das Nasenbein der alten Nashörner sehr verlängert. Die getrocknete Haut hatte eine schmutziggelbe Farbe.

Nicht lange mehr wird es dauern, dann werden auch die noch jetzt lebenden Elefanten- und Nashornarten ausgerottet, aus der lebenden Tierwelt verschwunden sein. Und

weiter hinaus wird eine Zeit kommen, wo man die letzten Reste dieses Tiergeschlechts ausgraben und als kostbare Überbleibsel in den Museen aufstellen wird, mit Staunen und Bewunderung der „Vorzeit“ gedenkend, da noch solche Riesen auf dem Erdball hausten!

